

Joachim Wanke

Seelsorge–Aufträge heute

Wichtige Dinge sollte man möglichst kurz und prägnant ausdrücken können. Das hilft zur Klärung und zur eigenen Vergewisserung. Eine solche wichtige Sache bezeichnet das Stichwort „Seelsorge“. Aber heißt es nicht bei einer hochkarätig besetzten Tagung von Seelsorgerinnen und Seelsorgern „Eulen nach Athen tragen“, wenn hier der Versuch gemacht wird, Seelsorge von neuem zu definieren? Gibt es nicht dazu eine ganze Bibliothek hochgelehrter Fachbücher? Und vor allem: Betreiben wir nicht alle Tag für Tag diese Aufgabe, so dass wir wissen, wovon wir reden?

Und dennoch: Es ist wichtig, immer neu ins Wort zu fassen, was unser Auftrag als Seelsorger ist. Ich wage dies, weil ich einem ganz berühmten Pastoraltheologen das Wort gebe, dem Apostel Paulus. In einem seiner Briefe nach Korinth verteidigt er seinen Aposteldienst gegenüber Vorwürfen. In seine Apologie fließt ein Satz ein, der gleichsam eine Kurzfassung des paulinischen Selbstverständnisses darstellt. Paulus schreibt: „Alles“ – und damit meint der Apostel sein ganzes apostolisch-seelsorgliches Wirken – „alles tun wir eurentwegen, damit immer mehr Menschen aufgrund der überreich gewordenen Gnade den Dank vervielfachen, Gott zur Ehre“ (2 Kor 4,15).

Ich halte diesen Satz für eine Kurzdefinition dessen, was wir Seelsorge nennen: Helfen, den Dank zu vervielfachen! In dieser Formulierung fühle auch ich mich in meinem Dienst als Bischof und Seelsorger zutiefst angesprochen. Ich könnte mir auch denken, dass die unterschiedlichen pastoralen Dienste und Ämter in der Kirche unserer Tage durch dieses Wort in ihrer inneren Einheit aufscheinen. Denn was können und wollen wir letztlich in den verschiedenen pastoralen Dienstaufgaben tun, sei es der bischöfliche Leitungsdienst oder auch der Dienst des Katecheten oder der Gemeindereferentin, als Menschen zu helfen, Gott als Quelle ihres eigenen Lebensheiles zu entdecken und in den zeit- und ortsübergreifenden Dank der Kirche, in ihre bleibende „Eucharistie“ einzustimmen? Nun rede ich von Seelsorgerinnen und Seelsorgern, die tagtäglich die Last und Mühe einer oft so eckelosen Pastoral zu tragen haben. Was uns vor allem zu schaffen macht, sind weniger diese und jene Ärgernisse an und in der Kirche unserer Tage. In den Gesprächen mit meinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in der Pastoral begegnet mir vielmehr oft eine tiefsitzende Resignation, eine Grundstimmung, die sagt: „Ich habe schon so viel versucht – und es hat so wenig Wirkung gezeigt. Die Menschen sind so weit weg von Gott und Kirche, was kann ich da schon mit meinen schwachen Kräften bewirken? Und zudem: Die öffentliche Meinung von und über Kirche ist derzeit so schlecht und so oberflächlich und einseitig, dass ich ständig über Randfragen des kirchlichen Lebens reden und aufklären muss, aber kaum für die zentrale Botschaft des Evangeliums Gehör finde!“ Übertreibe ich? Mir jedenfalls kommt es so vor, dass für viele Menschen bei uns in Ostdeutschland der Zugang zu Gott als dem Geheimnis ihres Lebens eher an der Kirche bzw. den Kirche vorbei geht – eben weil vor den kirchlichen Türen (im Bild gesprochen) zu viel Sperrmüll aufgehäuft ist, zu viele Fußangeln ausgelegt

sind, als dass die Menschen bis zur Schwelle oder gar über die Schwelle in das Heiligtum eintreten könnten. Ich reiße mit solchen Formulierungen natürlich ein Grundproblem der Pastoral an, das uns bleibend begleiten wird: die Spannung zwischen der menschlichen Gestalt der Kirche und dem, was Gott in ihr und durch sie wirkt. Paulus spricht vom „Schatz“ (der Erkenntnis des göttlichen Glanzes auf dem Antlitz Christ), den wir „in zerbrechlichen Gefäßen tragen“ (2 Kor 4,7). Aber dennoch: Wenn auch diese grundsätzliche Zerbrechlichkeit jeder menschlichen „Vermittlung“ des Gottesglaubens erhalten bleibt – wo sind denn heute die Zugänge zu dem „Schatz“ zu suchen, der der Kirche auch unserer Tage anvertraut ist?

Ich meine, dass es für uns als Seelsorgerinnen und Seelsorger eine eigene, neue Sichtweise unserer Zeit und ihrer Herausforderung braucht, um der eingangs genannten pastoralen Resignation zu wehren. Es braucht einen neuen Blick auf Gottes Möglichkeiten(1) und auf das, was Menschen heute bewegt und umtreibt (2).

1. Gottes reiche „Ernte“

Mir hilft bei solchen Überlegungen das bekannte Jesuswort von der großen Ernte und den wenigen Arbeitern. Meist wird dieses Wort bei Predigten gebraucht, in denen um geistliche Berufe geworben werden soll. Der Wortlaut könnte dazu verleiten: „Bittet also den Herrn der Ernte, Arbeiter für seine Ernte auszusenden“ (Lk 10,2).

Ich verstehe dieses Wort aber nicht vornehmlich als Bitte, sondern als einen Jubelruf Jesu. Die Ernte ist so groß und reich, dass die wenigen Arbeiter gar nicht ausreichen, alles in die Scheunen Gottes einzuführen! In der johanneischen Fassung dieses Wortes wird dieser staunende, sieghafte Sinn des Wortes Jesu deutlicher: „Blickt umher und seht, dass die Felder weiß sind, reif zur Ernte ... Ich habe euch gesendet zu ernten, wofür ihr nicht gearbeitet habt“ (Joh 4, 35.38). Jesus will gleichsam den Jüngern die Augen öffnen für die von Gott bewirkte „Ernte“, die es einzuholen gilt.

Die Augen der Jünger sind gehalten. Sie sehen nur missliche politische Verhältnisse, religiöse Streitigkeiten, Ausbeutung und schwerstes soziales Elend. Sie wollen Feuer vom Himmel auf die Samariter herabrufen und Jesus bewegen, das Gottesreich mit dem Schwert herbeizuzwingen, um dort auf Ehrenplätzen zu thronen. Wahrlich, sie sind noch blind. Sie sehen noch nicht das, was Jesus sieht – und er lebt doch offensichtlich in den gleichen politischen und sozialen Verhältnissen wie seine Jünger. Und dennoch seine Aufforderung: „Blickt umher und seht, dass die Felder weiß sind, reif zur Ernte!“ Das ist ein eschatologischer Jubelruf, keine ängstliche Bitte angesichts der immer kleiner werdenden Priesterzahlen. Wer in die Erntearbeit Gottes eintreten will, muss zunächst die reiche Ernte erkennen, die Gott selbst, nicht wir, hat heranreifen lassen.

Wir vergessen es zu leicht: Es ist nicht so, dass wir mit unserer Pastoral einem schwachen und hilflosen Gott unter die Arme greifen müssten, damit er in dieser Welt, bei den Menschen zum Zuge kommen kann. Richtig ist sicher: Gott will uns als Helfer, aber nicht, weil er ohne uns hilflos wäre. Gott zieht das Menschenherz mit tausend

Fäden, und dort, wo an seinen Ködern angebissen wird, haben nicht immer wir die Angeln ausgelegt. Diese Einsicht mag uns trösten, und uns helfen, weiter geduldig und zuversichtlich an unserem pastoralen Werk zu bleiben. Unsere Seelsorge ist ja umfangen von Gottes Seelsorge am Menschen. Staunen wir nicht manchmal, mit welcher geringfügigen Anstöße Gottes Geist Menschenherzen bewegen kann? Ist nicht trotz allem auch in unserer Zeit das Evangelium, Jesus selbst in einem Ansehen, das uns verwundern sollte? Gott hat die Macht, die Menschen von innen her zu bewegen und zu verwandeln. Ich übersehe nicht die Blindheiten und Verweigerungen gegenüber dem Gesamten der biblischen Botschaft, die uns als Seelsorger besorgt machen. Doch bin ich zuversichtlich – nicht im Blick auf unser Können und die Effizienz unseres pastoralen Arbeitens, sondern im Blick auf Gottes Möglichkeiten, den Menschen zu berühren.

Es ist natürlich schlimm, wenn staatliche Gesetze und gesellschaftliche Konventionen menschliches Leben nicht mehr hinreichend schützen. Aber gibt es bei uns das Vertrauen darauf, dass Gott selbst seine Schöpfung gegen ihre Pervertierung verteidigen kann? Was Gott in das Menschenherz eingepflanzt hat, kann zwar zeitweilig verdunkelt und abgeblendet werden, aber es wird sich nicht auf Dauer verlieren: das Gespür für das Gute, das Wahre, das Schöne und auch das Wissen der Mütter, dass jedes Kind ein staunenswertes Geschenk ist.

Unsere Pastoral wird sich darum vor aller Kurzatmigkeit hüten müssen. Das Eifern schreckt manchmal mehr ab, als es nachdenklich macht. Wir sollten sicherlich die Wahrheit nachdrücklich sagen, aber wir müssen sie nicht den Menschen wie einen nassen Lappen um die Ohren hauen. Und vor allem: Wir dürfen darauf vertrauen, dass wir sie den Menschen eher aufdecken dürfen, als sie ihnen einreden zu müssen. Und gilt das nicht auch von den Zusagen Gottes, die über alle Schöpfungswirklichkeiten hinaus im Evangelium uns zugesprochen werden? Auch da gilt: „Selig die Augen, die sehen, was ihr seht...“ (Lk 10,23).

Der Glaube ist immer ein Aufdecken der ganzen Wirklichkeit, der Unglaube ist Abblenden von Wirklichkeit, ist Fixiert-Sein auf halbe Wahrheiten. Seelsorge konfrontiert Menschen mit der ganzen Wirklichkeit ihres Lebens, und zu ihr gehört die Wirklichkeit Gottes, der Lichtglanz seines Erbarmens, seiner Treue, seiner unwandelbaren Liebe. Dass diese Konfrontation mit Gott tatsächlich gelingt, ist nicht unser Werk. Das ist ja das Eigentümliche an der Seelsorge, dass sie ein Ziel hat, das letztlich überhaupt nicht von uns bewirkt werden kann. Seelsorge ist ausgerichtet auf die Umkehr des Menschen, weg von sich selbst auf Gott hin. Sie will erreichen, dass Menschen sich in aller Freiheit an den Herrn binden, den Weg seiner Nachfolge beschreiten, ihr Lebenskreuz auf sich nehmen und dieses als österliche Verheißung verstehen. Seelsorge will Menschen ermuntern, sich sakramental eingliedern zu lassen in das Gottesvolk, dessen innerer Glanz, dessen wahre Würde nur *sub contrario*, unter dem Widerspruch der Welt erfahren wird. Ist das wirklich alles kraft unserer Anstrengung „machbar“?

Ich rede hier nicht einer falschen Pastoralromantik das Wort, die meint, man könne nur vom Zusehen und Abwarten ein guter Seelsorger werden. Nein: Wir sind gehalten

zu treuer Pflichterfüllung, zu methodisch reflektierter Pastoralarbeit, die dort ansetzt, wo sie am hoffnungsvollsten ist. Wir müssen mit Paulus ehrlich sprechen können: „Darum erlahmt unser Eifer nicht in dem Dienst, der uns durch Gottes Erbarmen übertragen wurde“ (2 Kor 4,1), aber wir müssen gleichzeitig mit ihm sagen können: „Gott ist es, der in euch das Wollen und das Vollbringen bewirkt“ (Phil 2,13). In dieser Spannung steht unser Seelsorgsdienst: Er ist ganz unser Dienst – und er ist ganz Wirkraum des Herrn und seines Geistes, der allein Menschen zur Umkehr (im biblischen Sinne) bewegen kann.

Kürzlich habe ich eine ausführliche Biographie des Bischofs Johann Michael Sailer gelesen. Es ist tröstlich zu erfahren, dass Seelsorge damals in der Aufklärungszeit und in der Zeit der Hochblüte einer rationalistischen Theologie und angesichts des Zusammenbruchs der alten reichskirchlichen Strukturen sicherlich nicht einfacher war als heute. Jedes Jammern und Klagen über die angeblich schlechten Zeitläufe für die pastorale Arbeit verbieten sich. Weder gehen wir einem Tiefpunkt der Menschheitsentwicklung entgegen noch haben wir zu erwarten, dass demnächst die erbsündlichen Strukturen von einer noch besser aufgeklärten Menschheit überwunden werden. Es gibt eine *cura animarum perennis*, eine in der Substanz durchhaltende Seelsorgsaufgabe, die freilich in den verschiedenen Zeiten unterschiedliche Gestalt annehmen kann. Wenn nicht alles täuscht, stehen wir derzeit in einer solchen Umbruchphase der Seelsorgsgeschichte. Aber es ist kein Anlass zu meinen, die nachfolgende Generation von Seelsorgern hätte substantiell andere Aufgaben zu meistern als wir bisher, nämlich Gottes gutes Wort den Menschen nahe zu bringen, Gemeinden zu bauen und mit ihnen Gottesdienst zu feiern, den Armen und Bedrängten beizustehen und ihnen in der Liebe Christi zu dienen.

Sicher, vieles wird sich ändern. Andere, die nach uns (hoffentlich!) den pastoralen Stafettenstab übernehmen, werden einen anderen „Laufstil“ haben. Sie werden vielleicht ein bunteres „Sportdress“ tragen und auch auf manch anderen Bahnen laufen – aber das Ziel wird dasselbe bleiben.

Wir stehen inmitten einer tiefgreifenden Wandlung unseres gesellschaftlichen Umfeldes, über die uns Soziologen und Kulturphilosophen viel Kluges und Erhellendes schreiben und sagen. Als Seelsorger werden wir das, soweit uns möglich, sehr aufmerksam zur Kenntnis nehmen müssen. Was die Schwierigkeiten unserer pastoralen Arbeit von denen in der Vergangenheit unterscheidet, ist sicherlich eine zunehmende Subjektivierung aller Lebensbereiche. Das Ich schwingt sich zu einer autonomen Größe auf, die zum letzten, gleichsam absoluten Maßstab aller Dinge wird, nicht nur in profanen Fragen, sondern auch in Fragen der sittlichen Lebensgestaltung, in Fragen des christlichen Glaubens. Es gibt (wie schon oft bemerkt wurde) ein grundsätzliches Misstrauen gegenüber Institutionen, das sich auch gegenüber der Kirche und ihrer Verkündigung bemerkbar macht. Man glaubt mehr dem Nachbar als dem Pfarrer, insofern letzterer Repräsentant einer Institution ist. „Der muss ja so reden!“, sagen die Leute. Man glaubt mehr der Macht der Bilder als dem argumentierenden Wort, zumal wenn es um komplizierte Zusammenhänge geht. Das sind schwierige Bedingungen für seelsorg-

liches Arbeiten. Jeder schneidert sich gleichsam selbst seine Religion, sein Christentum zurecht. Traditionelle Bindungen werden gelockert. Jeder wählt aus, was ihm wichtig und was ihm entbehrlich erscheint. Und dabei geht natürlich nicht nur Ornamentales im christlichen Glaubensvollzug verloren, sondern auch Substanzielles, an dem unbedingt festzuhalten ist.

Gleichzeitig macht sich, so meine ich beobachten zu können, eine zunehmende Schwächung des Subjekts bemerkbar. Gerade wir im Osten spüren, wie sehr die Menschen durch den gewaltigen Schub an gesellschaftlicher „Nachmodernisierung“, die jetzt über unsere neuen Länder rollt, belastet werden. Aber Analoges gilt wohl auch von der westlichen Situation. Die Menschen fühlen sich in einer immer komplizierteren, schwer durchschaubaren Welt überfordert. Es gibt kaum noch Entlastungen durch gesellschaftliche Konventionen, durch Tradition und Brauchtum. Die Freiheit der Entscheidung ist nicht immer nur ein Geschenk, sie ist oftmals auch eine Zumutung, der viele nicht gewachsen sind. Die zahlreichen sozialen Problemfälle, die unserer Gesellschaft zunehmend zuwachsen, sind gleichsam der Geröllschutt, den die Emanzipationslawine hinter sich zurücklässt.

Von solchen Erfahrungen her gibt es paradoxerweise auch wieder eine neue Suche nach Orientierung, nach Wegweisung in unübersichtlichem Gelände. Es gibt eine neue Suche nach Beheimatung in einer unwirtlich gewordenen Welt, die den einzelnen nicht mehr im Schoß gewachsener Traditionen bergen kann. Der Esoterikmarkt ist dafür ein kräftiges Indiz. Ich sehe darin freilich auch ein Hoffnungszeichen, weniger in der Tatsache, dass Menschen sich neu religiösen Fragen zuwenden, als vielmehr in der begründeten Erwartung, dass die Sprache unserer religiösen, speziell christlichen Überlieferung wieder bald neue Anziehungskraft gewinnen wird. Wir müssen sie nur wieder neu zu sprechen lernen!

Damit sind wir schon bei einem Gedanken, den wir gleich noch näher ausführen wollen: die Empfänglichkeit des Menschen für Gottes Verheißung ist in unserer Zeit nicht einfach verlorengegangen. Ich sehe so viele Ansätze für eine neue Wahrhaftigkeit auch und besonders unter jungen Menschen, für eine Suche nach dem, was wirklich sättigt, so dass ich nicht in den Ruf des allgemeinen Niedergangs aller Werte und Wahrheiten einstimmen kann.

Halten wir fest: Seelsorge berührt eine Wirklichkeit, die nicht allein mit den Augen des Soziologen gesehen werden kann. In dieser Welt, in den Herzen der Menschen, ist Gott am Werk. Er bereitet sich sein Volk, auch dort, wo unsere Pfarrseelsorge nicht hinlangt. Darum bedarf es einer gewandelten, neuen Sichtweise dessen, was Menschen heute bewegt.

2. Was Gott heute wachsen lässt

Es ist manchmal aufschlussreich, wie unterschiedlich Seelsorger von ihren Gemeinden reden. Die einen sehen nur Niedergang und Abfall, die anderen erkennen das eine oder andere Positive, wieder andere sehen überhaupt nichts. Worauf sollten wir achten, wenn uns in der alltäglichen Pastoral die Menschen begegnen?

Ich nenne drei Felder, auf denen ich – im Bild gesprochen – Gottes „Weizen“ wachsen sehe:

2.1. Sehnsucht nach Freiheit

Man mag zu dem jüngst erfolgten Umbruch in den Ländern Osteuropas stehen, wie man will, aber das Ende der alten politischen Systeme wäre nicht denkbar gewesen ohne dieses tiefe Verlangen der Menschen, endlich die Bevormundungen durch die alten Staatsparteien abzuschütteln. Dass sie dabei alte Zwänge durch teilweise neue Zwänge eingetauscht haben, sei nur am Rande vermerkt. Dennoch ist das, was am Ende unseres Jahrhunderts wie ein mächtiger, lange aufgestauter Strom sich im Osten Bahn gebrochen hat, der Ruf nach Freiheit und Selbstbestimmung, ein deutliches Zeichen der Zeit.

Nun werden manche sagen, gerade dieser Ruf nach Freisetzung des Menschen, nach Autonomie ist doch das Grundübel unserer Zeit. Muss man dem nicht energisch entgegenwirken, ja es als Einfluss böser Mächte entlarven? Ich setze eine Erfahrung aus unserer alten DDR-Zeit dagegen: Gerade die Erfahrung zwanghafter Strukturen in Politik und Gesellschaft hat unseren jungen Christen geholfen, das Evangelium zu erfahren. Wer sich an Christus und die Kirche gehalten hat, war fähig, dem Druck zur Anpassung an das System zu widerstehen. Er konnte die Lügen und Halbwahrheiten der alten Ideologie durchschauen und erkennen, welche Wahrheit wirklich frei macht. Ich will das nicht idealisieren. Es gab auch Untreue und Abfall in unseren Gemeinden. Aber es ist doch gelungen, jungen Menschen den Gottesglauben und kirchlich geprägte Lebenspraxis als „Freisetzung“ zu vermitteln.

Manchmal gibt es bei uns eine gewisse nostalgische Sehnsucht nach den Pastoralverhältnissen der alten DDR-Zeit. Man sagt, da sei alles übersichtlicher und klarer gewesen. Der ideologische Gegner habe uns die Leute „bei der Stange gehalten“. Die neuen Freiheiten brächten nur „Zugluft“ in die Kirche. Wir sollten deshalb die Türen und Fenster schließen und uns von der bösen Welt abschotten. Aber eben dies halte ich für eine falsche pastorale Lösung. Gern wiederhole ich hier, was ich oft den Priestern und den Frauen und Männern in der Seelsorge bei uns sage: Was nicht in Freiheit gedeiht, gedeiht überhaupt nicht.

Richtig in der Einschätzung derer, die zu einer Festungsmentalität auffordern, ist freilich die Beobachtung, dass sich der christliche Glaubensweg in einem Gegenüber besser profilieren kann als in einem verwaschenen kulturellen Einerlei, in dem alle Katzen grau sind. Der Ansatz für die Vermittlung christlicher Grundhaltungen müsste die Erfahrung sein, dass die Zwänge und Nivellierungen einer bloß marktwirtschaftlich bestimmten Gesellschaft ebenso unfrei machen wie der Uniformismus des alten Staatssozialismus. Ist unsere Jugend zu kritisch? Mein Wunsch wäre: Sie müsste noch kritischer sein, kritisch gegen alles, was sie kaputtmachen will, was ihre Sehnsüchte politisch manipulieren und ihre Liebesfähigkeit kommerziell ausbeuten will.

Ich bin traurig darüber, dass es unserer – auch meiner – Verkündigung so schlecht gelingt, etwa in der Sexualethik christliche Grundhaltungen als Hilfen zur Freisetzung

zu vermitteln. Wir fixieren uns auf Randprobleme, wir lassen uns festnageln auf Aids und Homosexualität. Dabei käme es bei 99% unserer jungen Leute darauf an, ihnen ein Gespür dafür zu vermitteln, dass Hingabe den Schutzraum der Treue braucht, dass Beziehungen dort gelingen können, wo man wahrhaftig ist und in der Selbstlosigkeit wächst. Ich weiß um die Not vieler Jugendseelsorger, kirchliche Vorgaben jungen Menschen nahezubringen. Ich verstehe, wenn sie ihnen zugestehen, noch auf dem Weg zur christlichen Norm zu sein, wenn sie nicht in allem dem entsprechen, was im Katechismus steht. Wir müssen das Ideal aufzeigen, aber wir dürfen uns dabei an Jesu Seelsorgsmethode halten: Jesus hat die Sünderin nicht mit einem Gesetzbuch unterm Arm bekehrt, sondern durch eine Liebe und Zuneigung, die größer war als das Versagen dieser Frau. So hat sie begriffen, wie versklavt sie war und was wirklich frei macht. Das ist, so meine ich, der Weg der Seelsorge auch heute.

Natürlich wäre das Stichwort „Christusnachfolge und Freisetzung“ noch in mancherlei Hinsicht durchzubuchstabieren. Damit ich nicht missverstanden werde: Die in Christus zu gewinnende Freiheit schließt u.U. auch das Kreuz ein. Kriterium ihrer Inanspruchnahme ist die Kraft zur Selbstlosigkeit und die Bereitschaft zur oïkodomè, zur „Auferbauung“ des anderen, wie Paulus sagt. Die Berufung auf die Freiheit als „Deckmantel für das Böse“ ist Ideologie, wie schon der 1. Petrusbrief weiß (2,16). Dennoch sollten wir unsere Seelsorge so konzipieren, dass christliches Leben als Existenz der „ersten Freigelassenen der Schöpfung“ in den Blick kommt (nach einem Buchtitel von Jürgen Moltmann). Ich tippe nur einige gegenwärtige Spannungsfelder an: Demokratie mag ein kirchlich missverständliches Wort sein, aber gibt es nicht ein berechtigtes Verlangen nach Partizipation auch in der Kirche? Oder: Frauen sind keine Katholiken zweiter Klasse, es sei denn, wir spielen die Frage der Frauenweihe zur Machtfrage auf. Merken wir eigentlich, wohin wir in der ganzen Diskussion geraten sind? Die tiefere Besinnung auf das, was die geschlechtliche Ausprägung des Menschen in der Sicht des Evangeliums bedeutet, wird als Thema immer dringlicher. Müssen wir aber dabei alle Unsinnigkeiten nachreden, die heute im Schwange sind? Oder ließe sich davon nicht auch im Kontext christlicher, evangeliumsgemäßer Emanzipation reden? Und schließlich als weiteres Beispiel: Ist Ökumene Machtkampf um kirchliche „Marktanteile“ – oder ein heiliger Wettstreit, immer mehr und tiefer Christus zu gehören und so füreinander Freiheit zu einer tieferen Gemeinsamkeit der Konfessionen zu gewinnen? Noch manches andere Stichwort der konkreten Pastoral wäre hier zu nennen. Die genannten Beispiele müssen hinreichen, eine Denkweise anzudeuten, die eine Art Grundeinstellung unserer Pastoral werden sollte.

2.2. Sehnsucht nach Menschlichkeit

Das ist ein gefährliches Wort, weil ihm der Geruch des „Menschlich-allzumenschlichen“ anhaftet. Das ist hier nicht gemeint. Hier geht es nicht um augenzwinkernde Selbstentlastung, die sich die eigene Laxheit noch vom Pfarrer absegnen lässt. Was ist gemeint? Was mir an Misstrauen gegen Kirche und christliche Religion im Osten Deutschlands entgegenschlägt, fasste mir gegenüber einmal eine Lehrerin so ins Wort: „Früher

hatten wir den Parteisekretär in der Schule, jetzt kommt der Pfarrer!“ Ich war über diesen Satz erschrocken. Hinter solchen Ängsten steckt die Vorstellung, Kirche, Christentum sei ein ideologisches System, bei dem es um Prinzipien gehe, bei dem aber der konkrete, einzelne Mensch gegebenenfalls auf der Strecke bleibe. Natürlich kann ich, der ich ganz persönlich innerhalb der Kirche mit dem Gottesglauben meine Biographie frei entfalten konnte, dies nicht nachvollziehen. Aber auch, wenn dieser Verdacht Außenstehender falsch und manchmal böswillig ist: Wir müssen mit ihm rechnen.

Die Sehnsucht nach Menschlichkeit ist letztlich die Sehnsucht nach Angenommen-Sein. Nichts fürchtet der Zeitgenosse so sehr wie das Gefühl, als anonyme Nummer verwaltet, von einer gesichtslosen Institution vereinnahmt zu werden. In unserem alten politischen System gab es Funktionäre, Menschen, die als Funktionsträger sozialistische Prinzipien durchzusetzen hatten, auch gegen den Einzelnen, gegen die wirklichen Bedürfnisse der Leute.

Als Seelsorger dürfen wir einem Herrn dienen, der sein Recht vom Erbarmen umfassen lässt. Wir sind Diener einer Liebe, die sich kreuzigen lässt. Was heißt das für unsere Seelsorger? Wir sollten vorsichtig sein mit den hohen, steilen Forderungen, die den Eindruck erwecken, es bedürfe nur einer kräftigen moralischen Anstrengung, um das Leben in Ordnung zu bringen. Die Wirklichkeit sieht anders aus. In Mt 9,36 heißt es: „Als Jesus die vielen Menschen sah, hatte er Mitleid mit ihnen, denn sie waren müde und erschöpft wie Schafe, die keinen Hirten haben“. Ich versuche, mich bei manchen Predigten zu fragen, wie wohl ein Geschiedener meine Worte hört, eine alleinerziehende Mutter, ein Kind, das zu Hause geprügelt wird. Ich sehe die Not so vieler einsamer Menschen, die niemanden haben, der sagt: Es ist gut, dass es dich gibt! Ob hier nicht unsere kirchliche Arbeit ansetzen müsste?

Die neuen gesellschaftlichen Verhältnisse lassen bei uns diese Schere immer weiter auseinanderklaffen: eine Schere, weniger zwischen arm und reich, als vielmehr zwischen der Mehrheit derer, die aus den neuen Möglichkeiten etwas machen, und jener beträchtlichen Minderheit, die unfähig ist, mit den neuen Gegebenheiten zurechtzukommen. Nein, es braucht keiner zu hungern, und dennoch gibt es psychosoziale Verwahrlosung. Es gibt kein Ausbeutungselend mehr, dafür aber umso massiver Beziehungselend.

Ich erfahre dort eine hohe Akzeptanz von Kirche, wo geduldig und ohne pathetisches Gehabe Menschen im Namen Christi sich dieses „Beziehungselends“ annehmen. Im Normalfall brauchen wir den Menschen nicht zu sagen, was sie falsch gemacht haben. Sicher, wir sollen und müssen warnen und mahnen. Das gehört zu unseren seelsorglichen Pflichten. Doch Gescheiterte brauchen eine helfende Hand und Mut zum Neuanfang, vielleicht auch nur zum Aushalten einer unlösbaren Problematik. Wie kann ein unheilbar Süchtiger weiter als Christ leben? Ein geschiedener Wiederverheirateter? Ist unsere Pastoral zu sehr auf jene bezogen, die dem kirchlichen Erwartungshorizont einigermaßen entsprechen? „Ich bin angenommen!“ „Für mich interessiert sich jemand!“ „Ich darf kommen, so wie ich bin!“ (was nicht heißt, dass er so bleiben soll, wie er ist) – wenn Menschen das bei ihrem Kontakt, bei ihrem Mitleben in der Pfarre sagen

können, dann stimmt unsere Seelsorge. Denn dann schauen wir mit anderen Augen auf die Menschen – mit den Augen Jesu. Mir ist bewusst, dass diese Zuwendung zum Einzelnen und seiner besonderen Situation uns Seelsorgern und der mittragenden Kerngemeinde viel abverlangt. Die Lebensverhältnisse der Menschen sind heute sehr differenziert, und viele Biographien sind von Brüchen und tiefen Verwerfungen gekennzeichnet. Das bedeutet: Unsere Kirche und unsere Seelsorge wird, mehr noch als in der Vergangenheit, mit ungewohnten Herausforderungen rechnen, mehr noch als früher pastorales „Neuland“ betreten müssen. Nicht, als ob es keine Vorgaben, keinen Rückgriff auf Bewährtes, auf Erfahrungen mehr geben würde, aber diese Vorgaben traditioneller Seelsorge werden nicht mehr so evident, so selbstverständlich „anwendbar“ sein wie früher. Alles und jedes wird uns zum Neubedenken herausfordern, etwa in der Sakramentenpastoral. Nichts wird einfach hin automatisch gehen. Schon jetzt ist nahezu jede seelsorgliche Zuwendung zu Menschen eine „Spezialbehandlung“. Jeder „Fall“, jede Situation ist anders – und das kann nervös machen. Das gilt es auszuhalten. Aber eben das macht unsere Arbeit zutiefst menschlich, ganz anders als die von Funktionären.

2.3. Sehnsucht nach Wahrhaftigkeit

Wir hatten eingangs auf eine verbreitete Haltung des Misstrauens gegenüber Institutionen und deren Vertreter verwiesen. Das ist ein Phänomen, das nicht nur den Kirchen zu schaffen macht. Positiv gewendet steht hinter diesem Misstrauen das Verlangen, glaubwürdigen Personen zu begegnen, Menschen, denen man vertrauen kann.

Man mag diese „Personalisierung“ etwa des politischen, auch des kirchlichen Lebens bedauern. In gewissem Sinn muss man ihm entgegentreten: denn ein Amtsträger bleibt im Normalfall immer hinter dem zurück, wofür er eigentlich einzustehen hätte. Das gilt auch von Bischöfen! Es ist ein heilsames Grundaxiom des Pastoral, die sakramentale Gnade von der Würdigkeit des Sakramentenspenders abzukoppeln. Dennoch meine ich, dass Gott uns in dem genannten Verlangen der Menschen nach Glaubwürdigkeit kräftig auf die Sprünge hilft. Jesus selbst gebraucht das Bildwort vom Salz, dessen Geschmack von allein anziehend bleibt. Dieses Wort ist zunächst kein Drohwort, sondern ein Wort, das Zutrauen in den Sachverstand der Menschen ausstrahlt: Salz, wenn es denn echtes Salz ist, wird immer gefragt sein.

Zunächst möchte ich dem Eindruck wehren, beim Stichwort Glaubwürdigkeit gehe es nur um den einzelnen und dessen Dienstspiritualität. Es gibt auch so etwas wie eine strukturelle Glaubwürdigkeit der Kirche, eine Wahrhaftigkeit ihres Auftretens in einem Land, in einer geschichtlichen Stunde, in einer bestimmten Situation. Hier wird jede Ortskirche, hier werden auch besonders die Bischöfe sich zu fragen haben, was im Sinne der Wahrhaftigkeit von der Kirche gefordert ist. Die Nazizeit, aber auch unsere jüngste Vergangenheit in der DDR illustrieren, welche schwierige Fragen dabei u.U. zu bedenken sind.

Die strukturelle Wahrhaftigkeit ist weithin von Menschen abhängig. Und da ist im Blick auf das Bild von Kirche in unserer Zeit jeder von uns gefordert. Ich möchte diese

spirituelle Herausforderung an folgenden Gedanken festmachen: Wahrhaftig wird unsere Pastoral, wenn Menschen an uns unseren eigenen, ganz persönlichen Gottesglauben entdecken können. Pastoral ist eben nicht nur ein Vorgang des Gebens, sondern auch des Nehmens. Unsere Seelsorge lebt wesentlich von dem in ihr geteilten Glauben, und zwar im aktiven wie im passiven Sinn. Sie muss als ein Kommunikationsvorgang begriffen werden, in dem sowohl wir dem anderen ein Glaubenssignal übermitteln als auch umgekehrt wir ein solches empfangen, selbst dann, wenn wir es mit dezidiert nichtkirchlichen oder ungläubigen Menschen zu tun haben. Darum ist in der Pastoral das Fragen nach Methodik, nach allgemeiner Akzeptanz, nach quantitativer Gewichtigkeit zwar nicht unwesentlich, aber doch zweitrangig. Ein Theologieprofessor bewirkt im Blick auf die Ermutigung zur Nachfolge Christi vermutlich nicht mehr als ein Landpfarrer, und bei einem Hausbesuch, bei einem Gespräch unter vier Augen kommt manchmal für Umkehr und Neuanfang in einem Leben mehr heraus als in einer Missionspredigt. Nichts gegen Theologieprofessoren und gegen Missionspredigten – aber was wirklich seelsorglich „passiert“, hängt weithin davon ab, ob ich selbst mit spiritueller Vigilanz bei dem jeweils anstehenden Tun präsent bin. Unsere seelsorgliche Erfahrung lehrt uns, dass es manchmal mehr auf die Art und Weise ankommt, wie wir etwas tun, als was wir im einzelnen sagen oder tun. Es ist wie beim Brot, dessen Schmackhaftigkeit nicht von der Menge, nicht vom Preis und nicht vom Laden abhängt, in dem es verkauft wird, sondern vom Sauerteig und der Art und Weise, wie es gebacken wurde. Theologisch gesprochen: Der in unserem Tun geteilte, mitgeteilte oder auch empfangene Glaube ist die innerste Mitte dessen, was wir Seelsorge nennen. Glaube entzündet sich am Glauben, am Glauben des Mitchristen, am Glauben der Heiligen, letztlich am Glauben Christi, dessen Ruf zur Hingabe an den Vater wir trauen. Ich wage zu sagen: Wir glauben uns einander den Glauben. Glaube hat zutiefst eine ekklesiale Struktur, und insofern hängt Seelsorge weithin von der Fähigkeit ab, in den vielfältigen Kontakten mit den Menschen, die uns begegnen, Gottes Gegenwart, sein Erbarmen, seine Liebe, aber auch seinen Ruf zu Umkehr und Lebensheiligung gegenwärtig zu machen.

Jeder von uns, wo immer er wirkt und was immer er als Seelsorger zu leisten hat, wird auf dieses Grundgesetz seelsorglichen Handelns vertrauen dürfen: Dort, wo ich meinen Glauben teile, wird wie von selbst Vertrauen geweckt, Hoffnung bestärkt, zur Hingabe ermutigt. In der eigentlichen Qualität unseres seelsorglichen Arbeitens gibt es keine echten Abstufungen, ob ich nun Bischof bin oder Landpfarrer, es sei denn jene, mich mehr oder weniger darauf einzulassen, in meinem konkreten Seelsorgealltag den eigenen Glauben berührbar werden zu lassen.

Eines kann man in diesem Zusammenhang freilich noch sagen: Ein Seelsorger, der nur noch vom Schreibtisch her zu verwalten hat (und das ist leider eine zunehmende Tendenz), arbeitet unter erschwerten Bedingungen. Papier verhindert Begegnung und Formulare schnüren das Leben ab. Bloße „Christenverwaltung“ bringt „Christenerkaltung“, hörte ich jüngst jemanden sagen. Die Glaubensunterkühlung in unseren Ge-

meinden hängt sicher auch damit zusammen, dass wir (notgedrungen) oft weniger den Leuten wirklich begegnen können als frühere Generationen von Seelsorgern.

Abschluss

Seelsorge als Mithilfe, den „Dank (an Gott) zu vervielfachen“! Das war der Ausgangspunkt unserer Überlegungen. Gott ist uns mit seiner Seelsorge am Menschen immer voraus. Er ist gleichsam schon anwesend, wenn wir bei den Menschen anklopfen und um Gehör bitten. Und er ist es, der in der Sehnsucht der Menschen nach wirklichem Frei-sein, nach Angenommen-Sein, und der Sehnsucht, wahrhaftigen, glaubwürdigen Menschen zu begegnen, unserer Pastoral Einstiegsporten auftut.

Vielleicht können diese Überlegungen ein wenig beitragen, die derzeitige Diskussion um Stellenwert und Profil des hauptamtlichen pastoralen Laiendienstes zu entschärfen. Wenn z.B. das Stichwort „Mit-glauben“, also Kommunikationsfähigkeit am Glauben ein entscheidendes Kriterium pastoraler Kompetenz ist, dann relativiert sich die Frage, an welcher Stelle ich meinen Dienst tue. Das Profil der pastoralen Dienste mag verschieden sein. Der Priester ist Vorsteher bei der Eucharistie und verantwortlicher Spender der Sakramente, der Pastoral- bzw. Gemeindereferent ist „Fachbegleiter“ (Franziskus Eisenbach) im Glauben auf Lebensfeldern, die dem Priester nicht oder nur unzulänglich zugänglich sind bzw. auch dort, wo ihm hinreichende Kompetenz fehlt, etwa in der Schule, in der Frauen- oder Jugendarbeit, im Umgang mit Gefangenen oder im Beratungsdienst. Damit sind diese Mitarbeiter nicht „Seelsorger zweiter Klasse“, nicht „Ersatzpriester“ mit all den Frustrationen, die eine solche Etikettierung hervorruft.

Das ist meine feste Überzeugung: Mehr noch als Ärzte und Psychologen, als Therapeuten und Altenpfleger brauchen die Menschen heute Wegführer zu Gott, brauchen sie Seelsorger. Wir dürfen mit unseren Möglichkeiten helfen, dass Menschen Gott in den Blick bekommen und damit ihre wahre Lebensausrichtung finden. Es gibt keinen schöneren Beruf als den unseren – trotz allem. Wir sollen es freilich mit der Seelsorgsmethode unseres Herrn halten – und diese heißt: Seelsorge fängt mit dem Liebgewinnen an. Und darin sind wir zugegebenermaßen alle noch Anfänger.

Aus:

Walter Krieger, Alois Schwarz (Hg.), Amt und Dienst. Umbruch als Chance, echter Würzburg 1996